



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 25

Sonnabend, den 24. Nebelmond 1928.

Nr. 25

Eine Fahrt durch den Kösliner Kreis im Jahre 1806.

Mitgeteilt von M. Behrmann.

(Fortsetzung.)

In Pommern trägt die innere Einrichtung der Wohnungen besonders sehr viel zur rohen Befriedigung der Wollust bei, und sie beweist zugleich den Mangel an dem für die Sittlichkeit durchaus notwendigen Gefühl des Anständigen. In jedem Bauernhause sind nämlich im Stalle auf der einen Seite nebeneinander Lagerstätten angebracht, die einige Schuhe in der Höhe mit Brettern überlegt sind, um diesen Raum noch zu anderem Gebrauch verwenden zu können. Hier müssen sich Hans und Grete nebeneinander aus- und ankleiden und nebeneinander schlafen. Die Folge ist natürlich diese, daß zwischen ihnen alles Gefühl der Schamhaftigkeit verloren geht und daß Hans, so oft er Lust und Belieben oder auch Aufmunterung dazu hat, in die Kojen zu Grete kriecht. Besonders soll dieses im Winter, wenn es kalt ist, beständig geschehen. Die in südlichen Gegenden auf den Dörfern vorhandene Gewohnheit des Fensters kann natürlich hier nicht stattfinden, da der an der Seite der Grete liegende Hans nicht erlauben würde, daß ein fremder Hans ihn verdränge. Doch soll manchmal aus Hang zur Veränderung oder aus Freundschaft eine Ausnahme stattfinden. Kurz die Folge ist, daß die Befriedigung des Naturtriebes ganz und gar nicht als unsittlich angesehen wird und daß dabei häufige Geschlechtervermehrungen vorkommen müssen, wo sich dann das in dem Stande der Ehe ohne priesterliche Einsegnung gelebte Paar heiratet und als Tagelöhner usw. eine traurige Existenz durchlebt. Durch diese Menschenklasse und Familie ohne das geringste Eigentum könnte der Staat das entvölkerte und kaum zur Hälfte gehörig angebaute Land in kurzer Zeit auf eine vorzügliche Höhe der Kultur heben, wenn er nämlich einem solchen jungen rüstigen Ehepaar ein Stück Land als Eigentum übergäbe und dasselbe noch mit Erbauung von Wohnung und mit Anspann usw. unterstützte. Nun würden eine Menge Kinder den Eltern zur Freude gereichen, da sie ihnen jetzt in dem kläglichen Tagelöhner- oder Dienstzustand äußerst lästig sind und daher ihre Produkte durch alle möglichen Mittel verhindert und, wenn sie auf der Welt sind, durch Armseligkeit, Schmutz und Bewahrlosung wieder vernichtet werden. Die kinderreichen Familien würden für den Staat ins Geld wachsen und in der Folge das aufgewendete Kapital mit starken Interessen wieder abgezahlt werden. Erwießen ist es, durch unwiderlegliche Tatsachen erwiesen, daß auf einer Quadratmeile Land, wo bei Bewirtschaftung großer Pachtgüter, die von Frondiensten bearbeitet werden, 1000 Menschen einen freudeleeren, ganz tierischen Unterhalt finden, mehr als 3000 Menschen glücklich von ihrem eigenen Boden leben und daß diese 3000 Menschen in Frohsinn mehr arbeiten als 9000 von den ersten im Zwangsdienste. Und bekanntlich vergilt die wohlwollige Mutter Natur unsere Mühe im Verhältnis mit reichem Segen. Eine Folge der Frondienste ist durchaus eine auffallende Trägheit und Langsamkeit in allen Geschäften, die nach und nach selbst auf den

Charakter der Menschen übergehen. Der Zwangsarbeiter glaubt recht oder pfiffig (man erlaube mir diesen Ausdruck) zu handeln, wenn er dem bei roheren Menschen an und für sich schon stärkeren Hang zur Trägheit in der Tagesarbeit freien Lauf läßt. Nur derjenige kann ein wahres Aufmunterungsmittel zur regen Tätigkeit finden, der bei jeder Kraftanstrengung die Veruhigung hat, daß sie für sein und seiner Familie direktes Bestes geschehe. Bei einer allmählichen Zerfällung und freien Bewirtschaftung der Kleinen, dem Bearbeiter nun eigentümlich gehörigen Güter, würden die Revenüen des Staates und des Adels in weniger als einem Jahrhundert sich aufs dreifache vermehren und die nun froheren und glücklicheren Menschen in ihrer sittlichen Kultur außerordentlich zunehmen.

Einen für den Süddeutschen auffallenden Defizit von dem Mangel des Gefühls der Reinlichkeit und des Schicklichen findet man in Hinterpommern überall an den Heerstraßen. Wo nämlich ein Pferd oder ein anderes Tier gefallen ist, da wird ihm die Haut abgezogen, und das Was liegt als der elchhafte Anblick für den an so etwas nicht gewöhnten Reisenden da. Der Bauer schafft seine krepierete Währe hinter das Haus auf den nächsten Acker und überläßt es den Hunden, Raben und Dohlen, welche in Menge sich dabei versammeln und sie nach und nach als ihre Kost aufzehren. Unter diese Rubrik gehört noch ein anderer Mangel für den an Reinlichkeit und Anständigkeit gewöhnten Reisenden. Man findet selten im ganzen Landstrich von der Oder bis nach Königsberg hin Abtritte in den Häusern auf dem Lande. Selbst in dem von uns bewohnten schönen, modern erbauten Schlosse allhier ist keiner anzutreffen, sondern man muß sich mit den so unreinlichen Nachstühlen behelfen oder den Garten dazu wählen. Die in den Höfen und um und in den Häusern herumlaufenden Schweine sind an das ihnen auf diese Weise oft vorgelegte Futter so gewöhnt, daß sie, sobald sie jemand seine mittlere Bekleidung aufknöpfen sehen, gleich gelaufen kommen und das corpus delicti begierig erwarten, um es unter der Geburt zu verzehren. Der mit der Landesitte der Schweine unbekannte Fremde kann sich diese für ihn ungeborenen Gäste nur mit vieler Mühe vom Leibe schaffen, damit sie nach mehrerer Kost begierig den entblößten Teilen mit ihren Rüsseln nicht zu nahe kommen. Doch nun zu anderen Gegenständen!

Ob besuchte ich das Ufer des nahen Meeres und betrachtete die von den Wellen zu ihrer Beschränkung selbst geschaffenen hohen Dünen (Sandhügel), und wie die Menschen alles Mögliche aufbieten, um durch Kunst, durch Anbauung einer gewissen Weidenart und anderer in diesem Fluglande fortkommenden Gewächse der Natur in ihrer Arbeit zu Hilfe zu kommen und die Bollwerke gegen folgende Zerfällung zu befestigen. Obgleich ganz schwach in der Naturkunde, interessierten mich alle in dem Sande am Rande der See befindlichen Produkte so sehr, daß ich, wenn das

Wasser oder eine gebrochene Welle zurückgelaufen war, dann mehrere Schritte weit auf dem nun trockenen Boden hineinging und der Ankunft einer neuen durch geschwinde Entfernung auswich. Einmal bemerkte ich noch weiter, als das Wasser abgelaufen war, ein sonderbar gestaltetes Stück Holz im Sande stecken. Ich watete daher ungefähr einen Schuh tief ins Wasser, um desselben habhaft zu werden. Hier aber kam ich an den Rand einer Sandlawine, hinter welcher es sogleich beträchtlich tief war. Der Sand gab unter meinen Füßen nach, und ich rutschte ungefähr vier Fuß hinunter. Ehe ich mich noch herausarbeiten konnte, kam eine neue Welle ganz über mich herüber gerollt und bedeckte mich mit ihrem schäumigen Wasser. Wäre die Sandanhöhe nicht vor mir gewesen, so würde sie mich mit sich weiter dem Ufer zugeführt haben. Jetzt aber mußte ich besürchten, von dem zurücklaufenden Wasser weiter in die See mit fortgenommen zu werden. Doch glücklich für mein Leben gab der Boden unter mir nicht weiter nach, ich konnte fest stehen; ich arbeitete mich schleunigst mit großer Anstrengung von der Tiefe herauf, ohne die Ankunft einer zweiten Welle zu erwarten.

Beinahe die ganze Zeit, als ich in Vassehne mich aufhielt, war die See sehr stürmisch. Hier fühlte ich in meinem neuesten aufmerksamen Leben zum ersten Male den Unterschied der Winde im Binnenlande und der am Meeresstrande. Mehrere Schiffe segelten in näherer und größerer Ferne vorbei, unter welchen das eine während eines starken Sturmes sich nicht in der besten Lage befand. Der von Nordwesten blafende Sturm hatte es in der stockfinsternen Nacht der Küste zugetrieben, wo eine Strandung die Folge sein mußte; doch nach vieler Anstrengung arbeitete es sich beim Anbruch des Tages wieder in die hohe See hinaus und entkam der drohenden Gefahr. Es fand wahrscheinlich einen Zufluchtsort auf der vor trefflichen Danziger Reede, die es bei fortwährendem Sturm wahrscheinlich am anderen Tage erreicht haben wird.

Die Gefahr für meine militärischen Begleiter, von einem französischen Streifcorps einmal in der Nacht aufgehoben zu werden, wurde immer dringender, und dann wollten sie nun auch, nachdem Rosß und Mann die so nötige Erholung einige Tage genossen hatten, ihrer Pflicht gemäß, die preussische Armee zu erreichen suchen. Gerne hätte ich hier meine Rückreise selbst zu Fuß angetreten, wenn es wegen der im Lande herumstreichenden Franzosen rasam gewesen wäre, obgleich die letzteren, wie ich leider erst in der Folge erfuhr, jeden unschuldigen, ruhigen Reisenden ohne die geringste Beschwerde seine Straße ziehen ließen. Durch Zureden, durch Vorspiegelungen von Gefahr, wo keine war, durch ängstlich um mein Wohl besorgte Menschen, entschloß ich mich, endlich mit Empfindungen, die mein Herz zerschneiden, die Reise bis an die Weichsel mitzumachen.

(Schluß folgt.)

Der Wolgaster Totentanz.

Von Karl Stork.

Die ausführlichste Beschreibung des Wolgaster Totentanzes finden wir in Franz Ruglers „Pommersche Kunstgeschichte“ (Balt. Studien N. F. Bd. 8 Stettin 1840, auch Kleine Schriften Bd. 1 Stuttgart 1853, S. 815):

„Sie (die Gemälde) befinden sich an den Brüstungen der hölzernen Emporen, welche die Gertrudkirche bei Wolgast ausfüllen, und stellen Szenen des Totentanzes, nach den bekannten Holzschnitten von Hans Holbein, vor. Doch ist die Nachahmung Holbein's ziemlich frei; die einzelnen Szenen enthalten zumeist mehr Figuren als die Originale. Ueber den Bildern stehen deutsche Verse, die aber keinen sonderlichen Wert haben. Soller benennt den Maler, der den Totentanz ausgeführt, Bentschneider; über die Zeit sagt er nichts.

Rugler zitiert hier Soller: „Chronik von Wolgast“ (Greifswald 1829, über den Totentanz siehe Seite 49), doch dieser gibt keine weiteren Angaben. Auch die von Soller benutzte Handschrift des Rektors Johann Boetticher (ca. 1730-40, Greifswald Ms. Pom. Quart 4) gibt auf Blatt 133 nur eine kurze Notiz:

„inwendig ist an dem Chor fein abgemalt in 22 Feldern oder Vorstellungen . . . der Totentanz vons inventar das besten . . . Der Maler hat Adrian Dietrich Bentschneider geheissen . . . 1702.“

Viel mehr ließ sich auch bei der wenig zugänglichen Anordnung der Bilder an den Emporen nicht sagen, doch hätte sich dies ändern können, als man im Jahre 1868 die Bilder herabnahm und in der St. Jürgen-Kapelle, wenig später in der St. Petri-Kirche (wo die Bilder heute noch vorhanden) aufhängte. Doch selbst W. Seelmann („Die Totentänze des Mittelalters“ im „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“ 17. Jg. Norden 1891, S. 46) unterzog die Bild.: keineswegs einer Untersuchung, seine Quelle ist Ruglers kurze Notiz. Mehr Licht brachte die Auffindung eines Aufzuges von Biederstedt durch Hans Ziegler, der leider nur die diesem beigegebenen Verse der Bilder in moderner Fassung abdruckte (Heimatleiw und Muddersprach, Btg. zur Greifswalder Zeitung, 5. Jg. 1926, Nr. 47), ohne die Wichtigkeit des kurzen Aufzuges zu erkennen. Doch gibt dieser Aufzug darüber Aufschluß, wie die genannten und auch andere Forscher und Chronisten auf Bentschneider als den Maler des ganzen Zyklus gekommen sind. Dieser Name stand einfach am Fuß der Kanzel. Leider wurde die Veröffentlichung

lichung H. Zieglers vollkommen übersehen, auch Buchheit („Der Totentanz. Seine Entstehung und Entwicklung“ Berlin 1926) zitiert nur Rugler. Es ist daher an der Zeit, den ganzen Aufzug Biederstedts hier abzudrucken.

In der Zeitung: „Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für das Jahr 1820“ (herausgegeben und verlegt von F. W. Runke) finden sich mehrere Aufsätze über pommersche Kunstdenkmäler. So in Nr. 48 ein Artikel über das „Papen-Collace-Gehöft in Barth“, von einem unbekanntem Verfasser. Doch finden wir auch Beiträge von Diedrich Hermann Biederstedt (so 1821 in den Nummern 24 und 25; überhaupt sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß in allen Jahrgängen dieser Zeitung sich Beiträge zur pommerschen Kunstgeschichte finden!). Die naheliegende Annahme, daß auch unser unten abgedruckter Aufzug von Biederstedt geschrieben wurde, bestätigt sich. In Biederstedts „Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Neu-Vorpommern“ (Greifswald Bd. 1—4 1818-20) findet sich in der „Nachlese“ Nr. 2 auf Seite 73 eine kurze Beschreibung des Totentanzes zu Wolgast, die die Sätze von Beginn unseres Aufzuges bis zu dem Datum 25. Juni 1740 nur mit geringen Abweichungen enthält. Ehe der Verfasser einzelne Bilder erwähnt, schreibt er noch: „Die Inschriften unter den Gemälden zeugen, wie die Gruppierungen des Todes selbst, von einem höchst verdorbenen Geschmack“. Zum Schluß gibt auch hier Biederstedt einige Inschriften als Probe wieder. Interessant ist, daß Biederstedt die oben erwähnte Handschrift des Rektors Boetticher gekannt und benutzt hat, was aus der Beschreibung der Wolgaster Kirche und ihrer Pastoren hervorgeht. Trotzdem dürfen wir annehmen, daß er sich die Wolgaster St. Gertrud-Kapelle so gründlich wie möglich angesehen hat, wenn er auch nicht, was bei der damaligen ungünstigen Anbringung der Bilder verständlich ist, die einzelnen Szenen hat betrachten können.

Der Aufzug erschien am angeführten Ort 1820 in der 52. Nummer unter dem Titel: „Pommersche Denkwürdigkeiten: Allgemeine Nachrichten von dem Totentanz in der runden Wolgaster Kapelle oder Kirche“.

„Die runde Kirche vor Wolgast ist ein Zwölfeck und hat 44 Fuß im Durchmesser: also 135 Fuß in der Peripherie und ungefähr 15 q. R. in der Fläche. An der Nordseite ist der Eingang und rechts desselben die Kanzel. Und sind rundherum

Kirchenstücke. Die Kanzel und die Chöre ebenfalls in der Runde, lausen mit jenen parallel. In dem Centro der Kirche steht ein starker Pfeiler mit folgender Inschrift: „Durch Betrieb und Vorsorg Herrn Carl Christian Massow, Pastoris und Praepostiti, ist diese Kirche inwendig in Allem repariert und renoviret worden den 25. Juni 1740. (Diese Inschrift tritt heute durch den Fuß wieder lesbar zu Tage) Doch der Totentanz oder die Gemälde rund herum an den Chören und der Kanzel sind noch echt und grell. Der Name des Malers steht am Fuße der Kanzel: Adrian Diedrich Bentschneider 1702. . . (Nachricht über den Bau der Kapelle) . . . Auf den Gemälden erscheint der Tod in allerlei sonderbaren Stellungen und Beschäftigungen, bald mischt er einen Giftbecher, bald erscheint er in der Gestalt eines Frauenzimmers, jetzt reitet er, und jagt einem sich widersetzenden Ritter den Speiß in den Leib; so schlägt er die Trommel, stößt in einer Apotheke den Mörser u. s. f.

Die Inschriften unter diesen und vielen andern sonderbaren Szenen, worin der Maler den Tod handeln läßt, lauten:

1. Ursprung des Todes.

Durch Evas Luft und Satans List
Der Tod in diese Welt kommen ist

2.

Alle Menschen müssen sterben.
Mit Paul und Trompetenschall
Der Todt sich anmeldt überall.

3. Der Kaiser.

Der Kaiser und das Römisch Reich,
Und wer mehr drin, muß sterben gleich.

4. Der König.

Dem König nit hilft seine Gewalt,
Er muß mit dran gleicher Gestalt.

5. Der Fürst.

Dem Fürsten auch nicht wird gelingen,
Wenn er wider den Tod wollt ringen.

6. Das Frauenzimmer.

Kein Weibsbild ist so hoch geboren,
Es muß mit dran: tāt's ihr gleich jörn'n.

7. Der Ritter.

Kein Herr und Ritterlicher Mann
Dem Tod was angewinnen kann.

Neue vorgeschichtliche Funde im Kreise Köslin.

Köslin und Sorenbohm, germanische Siedlungsstätten.

Am 27. Oktober konnten wir von einem Urnenfund in der Sucksdorff-Siedlung berichten, der uns erzählte von einem vorgeschichtlichen Friedhof der Stadt Köslin. Wir können diese Mitteilung nun noch ergänzen durch Hinweis auf einen anderen Fund, der in derselben Gegend, am Ende der Dörsenthinerstraße, ganz in der Nähe des Exerzierplatzes in einem Garten gemacht ist. Dort stieß der Oberrealschüler Jankowski im Sommer beim Graben auf eine feste Steinpackung, die aus vieler Feldsteine gebildet war. Diese Packung barg eine Urne mit einem Deckel, die leider stark beschädigt sind. Es ist gelungen, die Urne wenigstens wieder soweit zusammenzufügen, daß die Form zu erkennen ist. Der Deckel weist eine aus Punkten bestehende Verzierung auf. Man kann gespannt sein, ob nicht in dieser Gegend noch mehr Urnen gefunden werden. Es scheint sich doch um einen ausgedehnten Begräbnisplatz zu handeln. Der Finder hat die Urne dem Heimatmuseum zur Verfügung gestellt, wofür ihm an dieser Stelle bestens gedankt sei.

Eine andere germanische Siedlung ist jetzt in der Nähe der Küste zu Tage gekommen. Ungefähr südlich des ersten Gehöftes des Dorfes So-

renbohm erblickt man, wenn man von Kleinmüllen oder Altbazin kommt, westlich der Fahrstraße einen Hügel; an dessen Abdachung nach der Straße zu heben sich einige Herdstellen auf dem Acker des Herrn Schröder deutlich ab. In ihrer Nähe befindet sich ein Steinkranz von 1 Meter Durchmesser. Darin liegen übereinander in mehreren Schichten ziegelartig gebrannter Ton und schwarze Brandüberreste; dazwischen findet man etliche Scherben, aber kein heiles Gefäß. Was bedeutet das? Wahrscheinlich haben dort die Bewohner der germanischen Siedlung, die an den Herdstellen in oder bei ihren leichten Hütten, die sie spurlos verschwunden sind, ihr Essen gekocht, ihr Geschirr gebrannt. Der Boden um diese Stelle herum enthält viel fetten Ton, so daß er ganz schmierig erscheint. Er gab also ein geeignetes Töpfermaterial ab. Der Brand glückte nun nicht immer; die Trümmer eines verunglückten Gefäßes ließ man sorglos an Ort und Stelle herumliegen. Ueber die Brandstelle mit den Ueberresten von Holzkohle, Asche und Scherben packte man dann eine dünne Schicht Erde, um wieder eine Brandfläche zu bekommen. Die Glut des Feuers, das man darauf entzündete, wenn man wieder „pötern“ wollte, brannte die Erdschicht zu einer ziegelsteinartigen Masse.

Es mag darauf hingewiesen werden, daß früher einmal schon in dieser Gegend, allerdings etwas weiter nordöstlich, in der Nähe von Bauerhufen, ein Fund gemacht wurde, der ebenfalls auf vorgeschichtliche germanische Besiedlung schließen läßt (siehe Balt. Stud. 29, 1889).

Vor einiger Zeit ist am Strande von Kleinmüllen eine wendische Scherbe gefunden, ein Hinweis darauf, daß in späterer Zeit auch Slawen in dieser Gegend gehaust haben. In diesen beiden räumlich nicht weit von einander entfernten Funden spiegelt sich also die Geschichte der Besiedlung unseres Küstenstriches wieder: erst wohnten dort Germanen, nach der Zeit der Völkerwanderung setzten sich dort die Wenden fest, welche dann im Mittelalter den deutschen Kolonisten, deren Nachfahren noch heute dort wohnen, wieder Platz machen mußten. Die Spuren der vorgeschichtlichen Besiedlung bei Sorenbohm lehren uns also, daß dies Land, bevor es wendisch wurde, von Germanen besiedelt war, und daß also die deutschen Kolonisten des Mittelalters eigentlich nur das Erbe ihrer Väter wieder in Besitz nahmen. So können auch an und für sich unscheinbare Bodenfunde zur Erhaltung der Geschichte unserer Heimat beitragen, und es ist sehr lobenswert, wenn alle solche Beobachtungen sogleich gemeldet werden, wie es in diesem Fall Herr Lehrer Maß, Bauerhufen, in dankenswerter Weise getan hat.

Dr. Siuts.

Der Sandberg von Konikow eine altgermanische Siedlung.

Ungefähr 1 Kilometer hinter Konikow durchschneidet die Chaussée den längs des ganzen Schwarzbaches sich hinziehenden Höhenrücken im sogenannten Sandberg. Dieser ist für die Vorgeschichte eine der

8. Der Adel.

Der Adel sich nur sträube nicht,
Der Tod ihm doch das Herz absticht.

9. Der Prediger.

Der Diener Gottes an dem Wort,
Wenn's Glas ist aus, muß auch mit fort.

10. Der Jurist.

Der Rath, Richter, Jurist geschwind,
ohne Appelliren zum Tanz sich find.

11. Der Arzt.

Den Tod der Arzt oft will vertreiben,
Und muß ihm selbst in Händen bleiben.

12. Der Weise und Narre.

Der Weissen Kunst, des Narren Spiel,
Nichts hilft es, es gilt dem Tod gleich viel.

13. Der Bürger.

Den Bürger kein Handel noch Wert
Vom Tode retten kann, das merk.

14. Der Bauer.

Die Bauern und geringen Leut
Nimmt auch der Tod hinweg zur Beut.

15. Der Reiche.

Auch sterben muß der reiche Mann,
Mit Geld es nicht abkaufen kann.

16. Der Arme.

Dem Tod der arme Lazarus
Ohn Mitleid herhalten muß.

17. Die Kinder.

Auch würgt der Tod die Kindlein klein,
Nicht achtend, daß die Mutter weint.

18. Die junge starke Leut.

Jüngling, Jungfrau, Mann und Weib,
Sehn, daß auch sie der Tod aufreib.

19. Die Alten.

Die Alten, die ohn das Schaff ab,
Der Tod sein sacht auch führt zum Grab.

20. Der gottlose Hause.

Den Säufern, Spielern, Lästern
Pflügt solches End der Tod beschern

21. Der Papst und der Tür.

Das Antichristlich Otterezücht
Entlaufen mag dem Tod auch nicht.

22. Das End vom Liede.

Nur ein Leinwand und solches Haus
Bringt man endlich zur Welt hinaus.

23. Verne sterben.

Den Menschen gleich wie grünes Gras,
Abmählet gewiß der Todtenfrass.

24. Ursprung des Lebens.

Christi Tod und Auferstehung
Ist des Lebens Wiederbringung.

25. Das letzte Gericht.

Im letzten Gericht Gottes Sohn
Drauf jedem geben wird sein'n Lohn.

(Wiederstedt gab die Verse ohne eine Nummerierung wieder.)

Noch eine andere bisher übersene Quelle ist wesentlich für die Geschichte des Wolgaster Totentanzes: die Handschrift: „Geographisch-historische Nachrichten von der . . . Fürstlich-pommerschen Residenzstadt Wolgast von Petrus Henning Müller (ca. 1734, Greifswald Ms. Pom. Quart 128), die jedoch weiter unten zitiert wird.

Der Wortlaut der Verse, vor allem ihre Reihenfolge lassen uns die Folge der Bilder einwandfrei festlegen, wobei es sich ergibt, daß die heutige Anordnung durchaus nicht der originalen entspricht. Auch die Zahl der Verse ist recht wesentlich: es sind deren 25, denen jedoch nur eine Zahl von 24 erhaltenen Bildern entsprechen. Die Quellen besagen, daß eine Reihe von 22 Bildern an den Emporen vorhanden waren. Ergänzend berichtet Petrus Henning Müller: „Auf dem Chor ist der Totentanz in 22 Gemälden zu sehen, und über dem Predigerstuhl die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht“. Es handelt sich also um die Bilder zu den letzten beiden Versen, die man nicht mitzählte. Ergänzend berichtet Wiederstedt (1820): „Der Name des Malers steht am Fuße der Kanzel: Adrian Dierich Bentschneider 1702“. Wir erfahren also, daß die Gemälde der Kanzel: Die Auferstehung und das jüngste Gericht von einem Maler Bentschneider im Jahre 1702 gearbeitet wurden. Beide Themata: Die Auferstehung und das jüngste Gericht sind aber auf dem letzten Bild der Reihe dargestellt, es handelt sich also nur um ein Bild zu den beiden letzten Versen. Dieses Bild, dessen Maler wir durch die Quellen kennen, ist deutlich von anderer Hand als die übrigen Bilder der Folge.

Noch ein anderes Bild muß an anderer Stelle sich befunden haben — vielleicht am Altar? Es dürfte dies das Bild zu Vers 23 sein, das einen im Gras liegenden Menschen darstellt, über den der Tod hinwegschreitet.

Die nun bleibenden 22 Bilder bilden den in der Literatur immer wieder angeführten Totentanz. Es sind bis auf wenige Ausnahmen z. B. Bild 16 und 20 getreue Kopien nach den Holzschnitten Hans Holbeins. Der Maler kopiert in seinen Bildern ein

Blatt, oft auch mehrere Blätter des genannten Künstlers. Wertvoll werden diese Bilder alle durch die meist sehr humorvollen Zutaten, die aufzuführen zu weit gehen würde. Es handelt sich bei diesen Bildern und auch bei den Bildern 23 und 24 (letzteres von Bentschneider) um Holztafeln ungefähr gleichen Formats. Die Bilder sind in der Ausführung recht derb. Bedacht muß aber werden, daß die Bilder sich in Höhe der Emporen befunden haben: also auf Entfernung gesehen werden sollten; das macht es erklärlich, daß die Bilder ohne Signierung aufgehängt wurden, allein Bild 18: „Die junge starke Leut“ ist mit der Unterschrift versehen. „Caspar Sigmund Köppe. Pinxit. anno 1700.“ Wir haben durchaus keinen Grund, dieser Signierung unser Vertrauen nicht zu schenken, trotzdem keine der kurz nach 1700 entstandenen Chroniken uns diesen Mann als Maler der Bilder überliefert. Der Wolgaster Totentanz ist von Köppe gemalt worden und zwar sind von ihm 23 Bilder, das letzte Bild: Bild 24 ist von Bentschneider — wie die Nachricht an der Kanzel besagte — gefertigt. Diese Inschrift verleitete die Chronisten und Forscher, die gesamten Bilder Bentschneider zuzuweisen.

Ueber die beiden Maler — Bentschneider und Köppe — ist leider noch nichts zu erfahren gewesen. Es wäre wichtig, den Heimatort der beiden festzustellen. Wesentlich auch ist es, dem Totentanz in der St. Marienkirche zu Anklam nachzuforschen, der leider vollkommen verschollen ist. Es erhebt sich vor allem die Frage, wie weit die Maler des Wolgaster von dem Anklamer (anscheinend älteren) Totentanz abhängig sind; eine Frage, die sich noch nicht beantworten läßt.

Deutsche Heimatbücher.

„Die Steinzeit Rügens“. Von Dr. W. P e t s c h. Mit 12 Tafeln und 27 Textabbildungen. 156 S. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald.

Der Verfasser, Privatdozent an der Universität Greifswald, gibt uns in dieser trefflichen Schrift einen Ueberblick über die vorgeschichtliche steinzeitliche Entwicklung der Kultur Rügens. Das gesamte Material der nach tausenden zählenden Fundstücke aus dieser Zeit ist ihm genau bekannt, so daß das Buch als ein wichtiger Beitrag zu unserer pommerschen Vorgeschichte zu betrachten ist, der auch für den prähistorischen Forscher in anderen Gegenden Pommerns wertvoll sein dürfte, zumal wenn es sich darum handelt, kulturelle Zusammenhänge aufzudecken.

interessantesten Stellen im Kreise, weil auf ihm die Kulturreste von 1500 Jahren (1200 vor — 300 nach Chr. Geb.) liegen.

Wer an den großen Anschnitt tritt, bemerkt oben dicht unter der Humusschicht zeitweise eine ganze Menge schwarzer Stellen, ca. 1 Meter breit und 0,30 bis 0,50 Meter tief, oft hart nebeneinander, oft weiter von einander entfernt, Asche mit kleineren, einst von der Feuerzunge zersprungenen, oft geradezu zerbrannten Steinen. Es sind Feuerstellen, Herdstätten altgermanischer Stämme; altgermanisch, die zwischen den Steinen eingelagerten Scherben von Tongefäßen sind der Beweis.

Wenn wir den Hügel besteigen, sehen wir sofort über die ganze Kuppe zerstreut eine große Zahl solcher Feuerstellen, die der Pflug — jährlich mehr — gefaßt und von ihnen Steine, Asche, Scherben an die Oberfläche befördert hat.

Aber was ist das? — Ganz auf der Höhe eine größere Grube, darin 3 große, sicher 2 Zentner schwere Steine, zu einander rechtwinklig liegend, daneben ein Häufchen kleinerer. Es sind die Reste eines Steinkistengraves. Der Pflug war an die Steine gestoßen, der Grundstückbesitzer legte sie frei. — Es fehlt der große flache Deckstein, es fehlt eine Seitenwand des Grabes, es fehlt die Urne, eine Mützenurne — sogenannt nach der Form des Deckels — mit den Knochenresten eines alten Germanen aus der Zeit um 1000 vor Chr. Jedenfalls ist sie vor Jahren von denen, die auch den Schwarzenberg nach Urnen durchbuddelten, herausgenommen — nach Köp-

lin gelangt — bewundert, zerbrochen und verloren. So manches Grab und manches Gefäß ist den Berg hinuntergetrondelt, vor einigen Jahren noch zwei. Soviel ich weiß, sind aus den Konikower-Steinkistengräbern nur 2 Urnen noch vorhanden, eine schwarze und eine grau-gelbe — beides Mützenurnen. Heute wird wohl kein Steinkistengrab mehr auf dem Berge zu finden sein. Der Pflug hat sie alle gefaßt, denn es ist Tatsache, von Jahr zu Jahr kommen die Steine höher an die Oberfläche; ob der Wind den leichten Boden fortweht oder die Umdrehung der Erde sie hinaus schleudert, bleibe dahingestellt.

Weiter niedriger, aber immer noch zwischen den Feuerstellen, hat der Pflug auch schwarze Asche hochgehoben; aber sie ist viel dunkler, fettiger, ohne die zerbrannten Steine, gemischt mit größeren Holzkohlenstücken, und hier und da leuchten kleine weiße Knochenplitter hervor. Es sind Gräber aus der Zeit um Christi Geburt — Brandschüttungsgräber — so genannt, weil man einfach die ganze Scheiterhaufenasche zusammenschartte und in eine kleine Grube schüttete, mitten hinein die letzten Knochenreste des Toten, manchmal auch Gegenstände aus Eisen oder Bronze: Gürtelhaken, Lanzenspitzen, Schmucknadeln (Fibeln), auch lange (15—20 Zentimeter) Nadeln — auch einen Spinnwirtel aus Ton, auch manchmal ein kleines, meist schwarzes Gefäß. Meist sind heute auch diese Gräber bis auf den Grund vom Pfluge ausgewählt. Die Oberfläche deckt eine Menge Scherben.

Nur eine kleine Stelle des Hügelabhanges, fast an der Chauffee, hatte der Pflug verschont, weil das

Pflügen den Pferden dort gefährlich war. Ein schmaler Streifen von kaum 2 Meter Breite und 3—4 Meter Länge barg 10 kleine Grabstellen, von denen 5 hart nebeneinander lagen, 5 nur in einer Entfernung von 1,30—1,60 Meter davon. Freilich lagen sie alle nur 10—20 Zentimeter unter der Oberfläche und die einst darüber geschrittenen Pferde hatten eine Reihe zusammengedrückt und mit ihnen die Urnen. Es konnten aber 3 Urnen, 2 Beigefäße, 1 Urnendeckel, 2 bronz. Ringe, 1 bronz. Pinzette, 1 bronz. Rasiermesser geborgen werden, worüber in der nächsten Nummer dieses Blattes berichtet werden wird.

Nur eins noch heute! Mitten auf dem Hügel waren vom Pfluge gelb-rot gebrannte Lehmstücke zu Tage gefördert. Nach Entfernung der Humusschicht zeigte sich eine 1 Meter im Durchmesser haltende gebrannte Tenne. Nach recht mühevoller Entfernung der 10—20 Zentimeter starken Ziegelschicht lag ein Haufen größerer Scherben und Topfteile vor dem Auge — die Stücke stammten von mindestens 10 verschiedenen Gefäßen und füllten einen Kartoffelkorb. Unterhalb der Scherben befand sich eine 4—5 Zentimeter starke Aschenschicht.

Was war das? Sicherlich eine Töpferwerkstatt. Hier hatte man Gefäße gebrannt, und die zerbrochenen waren liegen geblieben. — Auf dem ganzen Hügel ist überwiegend bis jetzt keine Wendenscherbe gefunden. Die Wenden hatten ihre Siedlung — einige Jahrhunderte später — wohl im Osten des jetzigen Dorfes Konikow, in der Nähe des „Burgwalls“. B. M. Schwesin.

„Germanische Frömmigkeit“. Von D. Dr. A. Jermias. 1928. Adolf Klein, Verlag, Leipzig. S. 3. Pr. 1,50 RM.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß ein Professor der Theologie dieses Büchlein schreiben konnte, das nicht nach genugsam bekanntem Muster in unseren Vorfahren vor Annahme des Christentums religions- und kulturlose Wilde sieht, sondern ein Kulturvoll, das aus eigenem tiefinnigen Schauen sich einen re-

ligiösen Mythos geschaffen hat, durch den es besser als andere Völker für das Christentum vorbereitet war. So sieht er in Balder „die Verkörperung des germanischen Schauens in das Ueberfinnliche der Natur“ und stellt ihn gleich dem Christus der Gnostiker. Es sind seine Gedanken, die in dem Buch ausgesprochen werden. Auf einen Vapfus möchten wir allerdings hinweisen: Tacitus hat nirgend behauptet, das Mysterium der Nerthus selbst gesehen, oder „von außen“ erlebt zu haben.

„Naturstuhkalender 1929“, herausgegeben von der Staatl. Stelle für Naturdenmalpflege in Preußen. Verlag von J. Neumann-Neudamm.

Der prächtige Abreißkalender mit einer Fülle prächtiger Bilder und Mitteilungen wird auch im zweiten Jahre seines Erscheinens bei allen Freunden der heimatischen Natur Anklang finden. Die Bilder zeigen, wie herrlich unsere deutsche Heimat ist, wie gewaltig und ehrfurchtgebietend die Denkmäler sind, die in Fels und Baum die Natur sich selber errichtet.

Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde

(Fortsetzung.)

Von Professor D. Knoop-Stargard.

Die barfuß laufenden Gänse, denen der Schuster keine Schuhe machen kann, weil er keine Gänsefußleisten hat, sind dem Kinde ja aus seinen Wiegenliedern bekannt, und so wundert es sich auch nicht weiter über die barfuß laufenden und mit dem Schwanz bellenden Hunde.

Die Redeweise ist denn auch bei den Alten geliebt und hat sich schließlich zur stehenden Rederei über einzelne Ortlichkeiten verdichtet. Aber die Anschauung, daß das Barfußlaufen gewisser Tiere — es werden außer dem Hunde und der Gans auch wohl andre genannt — etwas Besonderliches sei, ist schon alt. In dem alten La'enbuche, das in ergötzlicher Weise die Taten der Schildbürger schildert, wird — Ausgabe von Willibald Cornelius, Stuttgart 1839, S. 112 — erzählt, wie der Kaiser von den Schildbürgern fordert, daß sie ihm die Todesursache eines toten Wolfes angeben sollten, den er einmal in der Nähe ihres Dorfes im Walde gefunden. Da sei nun die eine Meinung die gewesen: der Wolf wär in der großen Kälte und tiefem Schnee barfuß gegangen, und da hab ihm derwegen die Kälte also zum Herzen geschlagen und ihn so hart angegriffen, daß er davon habe sterben müssen. Also die Meinung eines Schildbürgers!

Zum Schluß sei zu der in „Kolberger Volks-humor“ Nr. 180 erzählten Geschichte noch eine andre hinzugefügt. Zwei Landleute trafen einmal in einer Gastwirtschaft in Kolberg zusammen. Bei der gegenseitigen Vorstellung sagte der eine, daß er aus Tramm sei. „Ach, aus Tramm, wo die Hunde barfuß gehen?“ rief der andere. „Jawoll“, entgegnete der erste; „aber nicht alle Hunde aus Tramm gehen barfuß.“ „Nanu, das glaube ich nicht!“ „Es ist doch so. Wollen wir wetten?“ sagte wieder der erste. „Jawoll, wetten wir!“ Die Wette wurde ausgemacht. Darauf sagte der Trammer zu seinem Gegner: „Siehst du den Mann, der dort am Tisch sitzt? Das ist unser Trammischer Hund. Wie du siehst, geht er nicht barfuß, und er hat nicht bloß Strümpfe, sondern auch Stiefel an.“ Der Trammer hatte die Wette gewonnen. Der Mann hieß Hund.

Herr Prof. A. Haas erzählt in seinen rügenischen Schnurren und Schwänken Nr. 67, wie der Teufel zwei Apfeldieben auf Hiddensee beim Stehlen hilft. Als sie auf den Baum gestiegen waren, fragt der eine Dieb den andern, ob er auch den Saft mitgenommen habe. „Nein“, antwortet dieser. Da antwortet plötzlich ein dritter: „Ich habe den Saft mitgenommen.“ Die beiden Anechte erschrecken, und weil es heller Mondschein war, erkannte der, welcher dem dritten am nächsten war, daß der Mann einen Pferdefuß hatte. Er machte den Genossen darauf aufmerksam, aber da sagte schon Freund Murrjahn, der Teufel: „Bei solchen Leuten, die stehlen, findet sich der Teufel gern ein.“ Darauf forderte er die Diebe auf, mit ihm nach einem anderen Garten zu gehen, wo viel bessere Äpfel seien als hier. Sie folgten ihm, und er führt sie nun über das Wasser nach Poppenhof, das der Insel Hiddensee gegenüber liegt, und während die Anechte wieder auf den Apfelbaum steigen, bleibt der Teufel unten und hält den Saft auf. Nachher aber spielt er ihnen einen ekkigen Streich, indem er die Äpfel in Pögen verwandelt, und zugleich merke sie, daß sie vor dem Wasser stehen, über das sie vorher trockenen Fußes gegangen waren. Sie müssen nun so lange warten, bis sie von dem Fährmann übergeseht werden. Sie sind dann aber nicht mehr stehlen gegangen.

Eine andere Geschichte wurde mir in der Provinz Posen erzählt. In einem gutsherrschaftlichen Garten in Rujawien war ein Teich, in dem allabend-

lich im Wasser etwas plätscherte. Die Leute glaubten deshalb, daß in dem Garten der Leibhaftige selbst sein Wesen treibe. Im Herbst mußte stets ein Wächter im Garten schlafen, der Diebe wegen, die nur zu oft dem Garten ihre Besuche abstatteten. In einer Nacht nun ging der Wächter im Garten umher und kam auch an den Teich. Dort sah er einen wildfremden Menschen stehen. In der Meinung, es sei ein Dieb, rempelte er ihn an und forderte ihn auf, seinen Namen zu nennen. Doch der Fremde nahm ihn beim Kragen und versuchte ihn in den Teich zu werfen. Vergebens wehrte sich der Wächter. Zu schreien vermochte er nicht, und so kam er auf den Gedanken, der Fremde möchte der Leibhaftige selbst sein. Er legte also die Hände überkreuz und hielt dieses Kreuz dem Fremden vor. Sogleich ließ dieser ihn los. Nun fing der Wächter aus Leibeskräften zu schreien an, so daß der Gutsherr mit der Flinte herauskam. Aber da war der Fremde schon im Wasser, lachte aus vollem Halse, plätscherte im Wasser und verschwand. Seit der Zeit wollte der Wächter nicht mehr im Garten wachen, und es wurden zwei andere Männer dazu bestellt. In einer Nacht nun kamen zwei Diebe in den Garten. Hier trafen sie einen großen schwarzen Hund. Sie meinten den Hund des Wächters vor sich zu haben; aber der Hund tat ihnen nichts, sondern ging Schritt für Schritt neben ihnen her. Als dann die Diebe auf einen Baum kletterten, um Obst zu pflücken, lief der Hund vor den Eingang der Wächterhütte und ließ die Wächter nicht hinaus. Als die Diebe genug hatten, führte der Hund sie wieder bis ans Tor und verschwand alsdann. So hatte der Teufel — denn das war der Hund — den Dieben zum Stehlen verholfen.

Der Teufel geht aber auch selbst stehlen. Zwar kann er ganz ohne Nahrung bestehen, und wenn er welche braucht, so ist er darin sehr genügsam und durchaus nicht wählerisch. In der Not frißt er, wie behauptet wird, Fliegen, und scherzhaft wird dem Sprichwort hinzugefügt: wenn er keine hat, fängt er sich sogar welche. Nach dem polnischen Volksglauben sind Frösche seine liebste Speise, wie er ja auch in der rügenischen Sage die gestohlenen Äpfel in Pögen verwandelte. Oft aber hat er auch auf etwas Besseres Appetit und er geht dann stehlen, was ihm allerdings meistens recht schlecht bekommt. In der Gestalt eines Ziegenbockes kommt er bei einem Bauern in Bechlin in den Kuhstall und trinkt der Kuh die Milch ab; doch der Bauer, der schon aufgepaßt hat, springt mit einem starken Knüttel auf ihn los und verprügelt ihn, bis er wie tot liegen bleibt. Als er dem Ziegenbock am nächsten Morgen das Fell abziehen will, ist er verschwunden, und der Bauer hört nur ein höhnisches Lachen hinter sich (Knoop, Posener Sagen 1913, Nr. 177). Von einer armen Frau, die selbst hungrig zu Bett gehen muß, fordert der Teufel Boruta einmal ein reichliches Abendbrot, und bei einem Bauern stiehlt er auf dem Felde Kartoffeln. Ein Bauer auf dem Vorwerk Stare hat noch im Winter sehr schönes Obst, das er in seinem Keller aufbewahrt hat. Als der Teufel Boruta durch das Fenster die schönen Äpfel sah, gelüstete es ihn, einige davon zu genießen. Durch das Schlüsselloch gelangte er in den Keller, wo er sich satt aß. Das geschah mehrere Tage hindurch. Der Bauer merkte bald, daß die Äpfel immer weniger wurden; und da er genau wußte, daß außer ihm niemand in den Keller hinein konnte, weil er den Schlüssel stets bei sich trug, so kam er auf den Gedanken, daß der Teufel der Dieb sei. Um ihn zu fassen, stellte er eine Wanne mit Weihwasser innen vor die Tür. Und der Streich gelang: der Teufel Boruta fiel in das

Weihwasser hinein und mußte darin baden. Seit der Zeit ist er nicht wiedergekommen (Pessische Blätter für Volkskunde 17, 34 ff.).

Ein andermal war der Teufel ausgezogen, um sich einen Gänsebraten zu holen. Er war in ein Dorf des Kreises Wongrowitz gekommen. Ein Arbeiter aus dem Dorfe ging noch spät am Abend auf den Hof, um nach dem Rechten zu sehen. Zu seiner Verwunderung erblickte er da einen Mann vor sich, der eine Gans unter dem Arme hielt. In der Meinung, es sei ein Dieb, der ihm die Gans aus dem Stalle gestohlen habe und jetzt weglaufen wolle, griff er nach einer am Hause lehrenden Heugabel, um dem Dieb die Gans abzugagen. Als der Mann mit der Gans das sah, sprang er schnell über den Zaun und lief weg. Der Arbeiter lief ihm mit der Heugabel nach, indem er fortwährend schrie: „Steh, oder ich schieße!“ Als er vom Laufen müde war, gab sich ihm der Dieb zu erkennen; es war der Teufel, der plötzlich in der Gestalt eines Ziegenbockes vor ihm stand und dann eben so plötzlich verschwand. Erschreckt fiel der Arbeiter zu Boden. Erst nach einigen Stunden hatte er sich wieder erholt und ging zurück; und als er in dem Stall seine Gänse nachzählte, fehlte auch nicht eine einzige.

Auch ein Viehhaber von Wurst ist der Teufel. In dem Dorfe Lowentschin bei Schwerzenz hatte einst ein Mann zwei Schweine geschlachtet, und die gemachte Wurst hatte er im Rauchfang aufgehängt. Als die Frau eines Morgens von der frischen Wurst holen wollte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß ein großer Teil der Würste verschwunden war, und die Leute konnten es sich nicht anders denken, als daß sie gestohlen seien. Mann und Frau bewaffneten sich deshalb am Abend mit einem handfesten Knüttel, einem Dolch und Ketten und paßten auf. Längere Zeit hatten sie schon in der Rauchkammer zugebracht, aber es kam niemand. Als sie eben im Begriff waren fortzugehen, erblickten sie plötzlich eine große schwarze magere Gestalt, die nahm eine Wurst nach der andern und verschlang sie. Beide sprangen nun schnell aus ihrem Versteck hervor, ergriffen die Gestalt und banden sie mit den Ketten, und der Mann führte dann den Dieb zum Drischkühlen. Hier verwandelte sich der Dieb plötzlich in einen Ziegenbock. Aus Wut wollten nun die Leute den Ziegenbock schlachten, aber da verwandelte er sich wieder in Menschengestalt. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er, er sei der Teufel, und als sich nun Mann und Frau auf ihn stürzten, um ihn totzuschlagen, da bat er flehentlich, man solle ihn doch am Leben lassen. Aber erst, als er versprochen hatte, daß er die verzehrte Wurst zehnfach bezahlen und dann niemals wiederkommen wolle, ließen sie ihn los. Der Teufel muß bekanntlich sein gegebenes Wort halten, und so erhielt der Mann eine große Geldsumme ausgezahlt und war außerdem den Teufel für immer los.

Daß der Teufel auch einen guten Tropfen nicht verschmährt, wird man wohl als selbstverständlich annehmen. Auch davon weiß die Posener Sage zu erzählen. Ein Gastwirt zu Lomnitz bei Bentzen hatte, was sonst bei Gastwirten auf dem Lande nur selten vorkommt, einen guten Ungarwein in seinem Keller. Einmal hatte er wieder ein Faß bekommen. Seit dem Abend merkte er, daß jedesmal um Mitternacht die Hunde laut bellten. In einer Nacht stand er auf, um nachzusehen, was da los sei, und da sah er in der Dunkelheit eine Gestalt verschwinden.

(Schluß folgt.)